

seinem Sohne in der Regierungskunst gab, bestand darin, gegen seine Diener auf der Hut zu sein. „Der Herzog Alba“, sagt der Kaiser in einem noch vorhandenen Briefe an seinen Sohn, „ist der geschickteste Minister und der tüchtigste Heerführer in meinem Staate. Frage ihn um Rath, besonders in Militärsachen; unbedingt aber verlasse dich weder auf ihn, noch auf Jemanden; verlasse dich überhaupt auf Niemand, als auf dich selber. Der hohe Adel wird um deine Gunst buhlen, um unter deinem Namen regieren zu können; lässest du ihm aber darin seinen Willen, so wird es dein Unglück sein. Schon die bloße Vermuthung, daß Jemanden Einfluß auf dich habe, würde dir unermesslich schaden. Bediene dich Aller, rechne aber schlechterdings auf Keinen.“ Diese Rathschläge erhielt Philipp mit siebzehn Jahren (1543), als Karl ihm die Regenschaft in Spanien übertrug; er hat sie nie vergessen.

Das treue und unparteiische Bild, das Prescott von Philipp entwirft, ist aber keinesweges der Typus des spanischen Nationalcharakters. Philipp besaß unbestritten alle Vorurtheile der Spanier im sechszehnten Jahrhundert, aber keine einzige ihrer Tugenden: Seelenadel, Freigebigkeit, Rittersinn hatten keinen Platz in seinem ausgebildeten Herzen. Die religiöse Unduldsamkeit des Kastilianers ist leicht zu erklären. Ein Volk, das sieben Jahrhunderte die Waffen nicht aus der Hand legte, um seinen ihm entrisenen Boden Schritt für Schritt zurück zu erobern, seine unterdrückte Religion zu verfechten — das aus seinem Glauben allein die Stärke zu Widerstand und Sieg schöpfte — ein solches Volk verwechselt in seinem Hasse die Gegner seiner Religion mit den Feinden seines Vaterlandes. Der Fanatismus der Spanier des sechszehnten Jahrhunderts stand auf gleicher Linie mit der ausschließlichen Vaterlandsliebe der Griechen und Römer, die alle Menschen außerhalb der Grenzen Hellas und Latiums zu verächtlichen Barbaren stempelten. Vaterland und Religion waren den Spaniern sinnverwandt. Keinesweges aber waren die spätern Autodafés eine nothwendige Consequenz der langen Kriege zwischen den Christen und Moslemin. Als Isabella die Inquisition in ihre Staaten einführte, sah das Volk anfangs darin eine Schutzwehr gegen den erbitterten und noch immer furchtbaren, wenn auch besiegten Feind. Der Sieg hatte den Haß gegen die Ungläubigen nicht gestillt. Was Wunder, daß das befriedigte Rachegefühl der leidenschaftlichen Menge über die ersten Opfer, die auf den Scheiterhaufen der Inquisition rauchten, in freudigen Jubel ausbrach. Allein Torquemada verstand das Ding ganz anders und zeigte nur zu bald, daß er's nicht bloß auf die rückfälligen Mauren abgesehen habe, sondern daß seine entsetzliche Unparteilichkeit weder den erprobtesten Patrioten, noch den ältesten Christen zu schonen gewillt sei, wenn sich ein Angeber fände. Die Inquisition in dieser Gestalt stieß daher auch in den ersten Jahren auf lebhaften Widerspruch, und der Abscheu gegen sie wuchs dermaßen, daß Torquemada und seine Helfershelfer Urtheil und Vollstreckung jählings, unvorbereitet erfolgen ließen, und daß sie eine lange Zeit sich genöthigt sahen, durch eine imposante militärische Macht den Ausbruch des öffentlichen Unwillens niederzuhalten.

Nach zwei Generationen aber, als der Aufstand der *comuneros* des Landes Mark erschöpft hatte, herrschte die Inquisition dauernd und unangefochten durch den Schrecken. Keiner dachte mehr daran, das Ungethüm zu bekämpfen, sondern nur durch stumme Ergebung zu entzweifeln. Der Schrecken ist ein rascher Volkserzieher. „Tod den Ketzern!“ war das Gebet, das die spanischen Kinder des sechszehnten Jahrhunderts in der Schule lernten, und wahrscheinlich war's das erste, das Philipp stammelte. Bei dem ersten Autodafé, dem er als König beiwohnte, äußerte er, wenn sein leidlicher Sohn dem Spruche des heiligen Tribunals verfiel, würde er mit eigenen Händen den Holzstoß anzünden.

Nichts ist gefährlicher, als eine tief eingewurzelte Ueberzeugung in einem mittelmäßigen Kopf, der zu großer Macht berufen ist. Philipp war von seiner Unfehlbarkeit überzeugt; er glaubte steif und fest an seine göttliche Sendung; glaubte, daß die Feinde seiner Politik die Feinde der Religion sind und daß sie, von ihm erwürgt, obendrein in die Hölle zu ewiger Strafe kommen. Sein Fanatismus, von seinem ungeheuern Stolz geschürt, hatte alles menschliche Gefühl in ihm ausgebrannt und seine schlechtesten Thaten kosteten ihm vielleicht keinen einzigen Gewissensbisse. Was die kleinen Sünden betrifft, welche die heiße spanische Sonne ausbrütet, und woran es auch in seinem Leben nicht fehlte: so dachte er ohne Zweifel mit jener vornehmen Dame, der liebe Gott werde sich das Ding zweimal ansehen, ehe er einen Fürsten aus so gutem Hause, Sohn eines Kaisers, und einen Monarchen, in dessen Staaten die Sonne nicht untergeht, der Verdammniß preisgebe.

Diese „Unerschrockenheit, die vor keinem Verbrechen sich einschüchtern läßt“, zeigt sich in Philipp in ihrer ganzen entsetzlichen Naivetät bei Gelegenheit der langvorbereiteten Rache, die er an dem Baron Montigny nahm. Die Sache ist kürzlich diese.

Das einzige Verbrechen Florent's von Montmorency, Barons von Montigny, war, daß er's gewagt hatte, dem Könige von Seiten des vlaemischen Adels ehrfurchtsvolle Vorstellungen gegen die tyrannischen Edicte zu machen. Er wurde zu Madrid verhaftet, als die Kunde der Hinrichtung, Egmont's und Horn's hieher

kam. Drei Jahre saß er in Spanien gefangen, während man ihm in Flandern heimlich den Proceß machte. Als, Dank dem Hentereil Alba's, die Ordnung in den Niederlanden herrschte; als Montigny in Vergessenheit gerieth; als der schreckliche Gouverneur dem Könige schrieb, daß nun der Augenblick gekommen sei, durch eine offene Amnestie die Unterwerfung der Flamänder zu vollenden: da, erst da ließ Philipp den Baron Montigny erdrosseln, und zwar in tiefstem Geheimniß, nachdem er officiell bekannt mit ihm, es wäre keine Hoffnung mehr. Als man dem Verurtheilten den Spruch mittheilte, ließ man ihn, kraft Instruction des Königs, die Vergünstigung hoffen, eine Art Testament machen zu dürfen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er in dieser Urkunde erkläre, er sterbe eines natürlichen Todes. Alles war geschickt berechnet, die Zeitgenossen zu täuschen und das Verbrechen der Nachwelt zu verhüllen. Allein Philipp fürchtete nur die Zeitgenossen. Im Archiv von Simancas ließ er alle Schriftstücke dieses Processes, seine Befehle, seine Depeschen, das echte und das falsche Protokoll über den Tod Montigny's niederlegen. Noch mehr, er theilte die ganze Verhandlung dem Herzog von Alba mit, den er nicht um Rath gefragt, und also auch nicht nöthig hatte, zu instruiren. Es scheint ihm, von einer gewissen Autor-Eitelkeit gequält, leid gewesen zu sein, daß so schöne Erfindungen unbekannt bleiben sollten. Der Bericht nach Brüssel war vorsichtig in Schiffern abgefaßt. Der König, kleinlich in Allem, der kein beschriebenes Blatt sehen konnte, ohne eine Randglosse anzubringen, erwähnt darin die gottseligen Gesinnungen, die Montigny in seinem letzten Augenblicke gezeigt hätte, und berief sich auf das Zeugniß des Beichtigers, der ihm zum Beistande zugeordnet worden, dahin lautend: „Er hat sich als ein so guter Katholik erwiesen, wie ich selber einer zu sein wünsche.“ Dazu hatte der König anfangs die Bemerkung dictirt: „Vielleicht ist das ein Blendwerk des Satans, der, wie wir wissen, den Ketzler auch in der letzten Stunde nicht verläßt.“ Dann aber besann er sich eines Andern und schrieb an den Rand des Concepts eigenhändig: „Löschet das in der Schiffern-Uebersetzung aus; von den Todten soll man stets das Beste denken.“ Und doch wollte er seine Bemerkung nicht unkommen lassen; sie hat sich in dem Concept seines Briefes an Alba in dem Archiv von Simancas richtig erhalten.

Philipp blieb bei den gräßlichsten und schändlichsten Handlungen in einem Grade fühllos, daß man in Zweifel gerieth, ob ein Mensch, der solcher Thaten fähig ist, wie ein wildes Thier gejagt oder wie ein Wahnsinniger eingesperrt werden muß. Sicher ist, daß sein Gewissen von ganz anderer Beschaffenheit war, wie bei allen andern Menschen. Entfährt ihm bisweilen ein menschlich milder Laut, so entschuldigt er sich hinterher. Er giebt einige Ellen schwarzes Tuch her, damit die Dienerschaft Montigny's bei dem Todtenamt ihres Herrn in der Kirche anständig erscheinen könne, unterläßt aber nicht, dem Herzog Alba zu bemerken, „daß bei der geringen Anzahl der Dienerschaft die Ausgabe sehr unbedeutend war.“ Die Seelenruhe Philipp's läßt sich nur mit der des Henters vergleichen, der ohne Gewissensbisse köpft und würgt, in dem Bewußtsein, er thue es als Werkzeug des Gesetzes. Auch Philipp hielt sich für das Werkzeug der Vorsehung, und seine feindseligen Leidenschaften dünkten ihn Stimmen aus der Höhe.

Da man nur den Reichen leihet, so entschädigten die Zeitgenossen Montigny's, die an dessen natürlichen Tod hatten glauben müssen, sich dadurch, daß sie Philipp die Ehre erwiesen, ihm den gewaltsamen Tod seines Sohnes Don Carlos auf die Rechnung zu setzen. Prescott, der dieses große geschichtliche Problem mit gewissenhaftester Sorgfalt studirt hat, findet keine genügenden objectiven Beweise, um ein Verdicht auf Mord gegen den König abzugeben, läßt aber schreckliche Vermuthungen durchblicken, die bei einem sonst so unbesangenen und umsichtigen Geschichtsforscher einer moralischen Ueberzeugung gleich kommen. Merimée gelangt zu einem entgegengesetzten Schluß, nachdem er die wohlbewährten Thaten zusammengestellt, auf die sich ein Urtheil gründen läßt. Denn Dichter und Romanschreiber haben die Person des Don Carlos dermaßen zu einem Phantasiebild umgestaltet, daß sie die Zeugnisse der Mitwelt fast ganz in den Hintergrund gedrängt haben; es erscheint ihm also wichtig, an diese zu mahnen, und er führt zunächst Brantôme an, einen stets sorgfältigen und meist genauen Beobachter, einen uneigennütigen Zeugen, und zu sehr auf Skandal verfallen, um seinen Lesern etwaige Entdeckungen der Art vorzuenthalten.

(Fortsetzung folgt.)

Bach's Matthäus - Passion.

I.

In unserer denkmalsenkenden Zeit kann sich Leipzig zwar keines Standbildes Seb. Bach's rühmen, welches der hohen Bedeutung dieses Componisten für Leipzigs musikalischen Ruhm würdig entspräche, dagegen darf diese Stadt mit Stolz auf ein lebendiges Bach-Denkmal hinweisen, welches hoffentlich noch lange in dem Herzen ihrer musikliebenden Bewohnerer Stätte finden wird: wie